

Lehrerin der Menschheit

Darum hoff ich sogar, es werde, wenn das Gewünschte
Wir beginnen und erst unsere Zunge gelöst,
Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz ist,
Und von trunkener Stirn höher Besinnen entspringt,
Mit der unsern zugleich des Himmels Blüte beginnen,
Und dem offenen Blick offen der Leuchtende sein.

Gang aufs Land

Inhaltsverzeichnis

1. Wege des Wanderers	7
2. Einleitung	8
Teil I	
Lehrerin der Menschheit	13
3. Hälfte des Lebens	14
3. 1 Apriorität des Individuellen	19
3. 2 Lehrerin der Menschheit	25
3. 3 Sinnlichkeit und Schönheit	30
3. 4 Die neue Mythologie	34
3. 5 Des Menschen Maß	38
3. 6 Die heimatliche Natur	48
3. 7 Die Götternacht	58
3. 8 Dialektik: Heroisch – idealisch – naiv	88
3. 9 Dialektik: Heimkunft	101
3. 10 Exkurs: Platons Symposion	109
Teil II	
Nachtgesänge	124
4. Nachtgesänge	125
4. 1 Du edles Wild – Chiron	128
4. 2 Die Meisterin und Mutter	145
4. 3 Prometheus: Technik	158
4. 4 Exkurs: Das Hohe Lied	164
4. 5 Adonischer Vers	175
5. Hälfte des Lebens: Innigkeit	188
5. 1 Zu-Neigung	188
5. 2 Gelbe Birnen und wilde Rosen	192
5. 3 Die Schwäne	196
5. 4 Heilig nüchtern	203
6. Hälfte des Lebens: Winter	207
6. 1 Weh mir!	207
6. 2 Der Winter	214

6. 3 Wo nehm ich die Blumen	219
6. 4 Schatten der Erde	222
6. 5 Klirrende Fahnen	228
7. Lebensalter	236
8. Der Winkel von Hardt	241
8. 1 Winkel und Quadrat	254
9. Ausklang	268
10. Danksagung	272

1. Hälfte des Lebens

*Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.*

*Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
klirren die Fahnen.*

„Hälfte des Lebens“ ist eines der letzten Gedichte, das Hölderlin selbst in einer Sammlung von neun Gedichten, die er „Nachtgesänge“ nannte, zum Druck gegeben hatte. Hölderlins Zeitgenossen hielten das Gedicht für das Werk eines Irrsinnigen, der nicht mehr in der Lage war, die klassische Form eines Gedichtes in Hexametern zu gestalten. Christoph Theodor Schwab und Ludwig Uhland, die 1826 einen ersten Hölderlin-Gedichtband herausgaben, übergaben die Nachtgesänge, also auch „Hälfte des Lebens“, weil sie sie für Produkte der Geisteskrankheit hielten. Das Gedicht erschien erst wieder in der von Schwab 1846 besorgten Hölderlin-Gesamtausgabe, allerdings wurde in dieser Version „Birnen“ durch „Blumen“ ersetzt; diese Version wird auch in der Werkausgabe von 1906 in der Rubrik „Aus der Zeit des Irrsinns“ präsentiert.

Als ich das kleine Gedicht zum ersten Mal las, traf es mich wie ein Blitz! In unglaublich dichter Form rufen eindringlich sinnliche, fast naive Bilder die unterschiedlichsten Emotionen hervor. In der ersten Hälfte das idyllische Bild der Schwäne und einer wohligh tiefen Innigkeit, im zweiten Teil fast brutal die klirrende Kälte, Sprachlosigkeit und Isolation des Winters, die

das Blut in den Adern gefrieren lässt.

Ein weiteres Gedicht, das nur als Entwurf existiert, hat mich ähnlich getroffen und viele Jahre immer wieder bewegt. Es war der späte Entwurf, der mit ‚Griechenland‘ überschrieben ist. Ich verstand kein Wort, aber das Gedicht zog mich magisch an. Es war die reine Musik. Immer und immer wieder las ich es, aber es wollte sich nicht erschließen. Ein Psychiater hatte sich mit dem Text befasst und ihn als ein typisches Beispiel des Sprachverfalls eines Geisteskranken verstanden. Nach fast fünfzehn Jahren las ich den Text wieder einmal und plötzlich öffnete sich mir das Gedicht. Es war ein absolut klares und logisches Denken. In knapper und verdichteter Form schrieb Hölderlin eine Summe seines Denkens nieder. Für mich war das wie ein Erleuchtungserlebnis.

*Oh ihr Stimmen des Geschicks, Wege des Wanderers!
Denn an der Schule Blau, wo Geist von lang her toset,
Tönt wie der Amsel Gesang
Der Wolken heitere Stimmung, gut
Gestimmt vom Dasein Gottes, dem Gewitter.
Und Rufer, wie Hinausschauen, zur
Unsterblichkeit und Helden;
Viel sind Erinnerungen.¹*

Wie anders war da doch ‚Hälfte des Lebens‘. Fast kindlich naiv singen treffende Worte direkt ins Herz. Auf dem Blatt mit dem Entwurf für das Gedicht ‚Gang aufs Land‘ schieb Hölderlin neben den unvollendet gebliebenen Schluss die Worte:

*Singen wollt ich leichten Gesang, doch nimmer gelingt mirs,/
denn es machet mein Glück nimmer die Rede mir leicht.*

Hier, in diesem kleinen Gedicht ‚Hälfte des Lebens‘ war ihm das Einfache geglückt!

Später habe ich einmal ‚Hälfte des Lebens‘ in einem Seminarhaus im bayeri-

¹ Diese Lesung hat mir D. E. Sattler mitgeteilt. Sie weicht etwas von der dritten Fassung des Gedichtes in der großen Stuttgarter Ausgabe ab.

schen Voralpenland besprochen. Es war ein strahlender Wintertag und die Sonne stand tief am Himmel in einem kalten, klaren Licht. Am Vormittag hatten wir den ersten Teil des Gedichtes interpretiert. Dann, nach einer kurzen Pause, trafen wir uns wieder, um den zweiten Teil zu lesen. Urplötzlich zogen sich Gewitterwolken zusammen und ein heftiger Schneesturm mit Donner und Blitz brach herein. Dahinter strahlte noch die Wintersonne durch stürmische und dichte Schneeschauer. Blitze fielen mitten im Schneegestöber, und der Donner krachte direkt über dem Haus. Alle erstarrten vor Schreck und in Faszination angesichts des Wintergewitters. Das Gewitter wirkte wie ein winterlich – feuriger Gruß vom Dichter selbst.

Das Gewitter dauerte nur wenige Minuten. Danach strahlte wieder die Wintersonne von einem eisblauen Himmel. Aber eine Teilnehmerin brach in bittere Tränen aus: „Diese Verse beschreiben genau mein eigenes Leben! Alles ist sprachlos und kalt!“

Das ist es: Diese einfachen Bilder treffen unmittelbar - ohne den Verstand zu einer Deutung zu benötigen - direkt ins Herz. In dem ‚Weh mir‘ spricht kein ‚lyrisches Ich‘ wie die Literaturwissenschaft gerne formuliert. Es spricht der Dichter, der leidet. Liest man den Text so, wie Hölderlin es gewollt hat, dann trifft er unmittelbar ins Herz und ICH leide voller Empathie mit. Das lyrische Ich ist ein Gespenst, das niemals leiden kann. Verwundert steht der Rezensent außen vor und betrachtet dieses merkwürdige Etwas, das da ein Leiden formuliert. Kierkegaard hat das trefflich in seinem ‚entweder Oder‘ beschrieben:

Was ist ein Dichter? Ein unglücklicher Mensch, der tiefe Qualen in seinem Herzen birgt, dessen Lippen aber so geformt sind, daß, indem der Seufzer und der Schrei über sie ausströmen, sie klingen wie eine schöne Musik ... Und die Rezensenten treten hinzu, die sagen: Ganz recht, so soll es sein nach den Regeln der Ästhetik. Nun, versteht sich, ein Rezensent gleicht einem Dichter ja aufs Haar, nur hat er nicht die Qualen im Herzen, nicht die Musik auf den Lippen. Sieh, darum will ich lieber Schweinehirt sein auf Amagerbo und von den Schweinen verstanden sein, als Dichter sein und mißverstanden von den Menschen.

Marie Luise Kaschnitz las das Gedicht als eine Schilderung von Seelen-

zuständen:

Die Landschaft, die ich beim Lesen der ersten Strophe vor Augen hatte, die des Bodensees nämlich mit ihrer nachsommerlichen Fülle von Blumen und Früchten, beglückte mich, das winterliche Bild der sprachlosen Mauern erregte in mir eine Wollust der Einsamkeit, das Klirren der Drähte an den leeren Fahnenstangen war dazu die passende Musik.

Erst in späteren Jahren verstand ich recht eigentlich die schmerzliche Frage und Klage des Gedichts, ich bezog sie auf das Alter, das jedem jungen Menschen als ein halber Tod erscheint und dessen Schrecken ich durch die Vision einer nicht mehr von Blumen und schönen Tieren belebten, grauen Winterlandschaft vollkommen ausgedrückt fand.

Noch später las ich das Gedicht wieder anders, nämlich als tödliche Furcht vor einem krankhaften und doch auch jedem gesunden Menschen bekannten Seelenzustand der inneren Verödung und Kälte, in dem die Dinge ihre Farben, ihren Duft und ihre Stimme verlieren.

Diese Furcht vor einer ewigen, nur von kalten metallischen Geräuschen noch erfüllten Gefühllosigkeit weiß der Dichter, der vorher die Liebestrunkenheit und die heilige Nüchternheit seines lebendigen Lebens in so herrlichen Bildern darstellte, auch im Leser und Hörer zu erwecken, nicht nur durch die Wahl seiner Worte, sondern auch durch die Folge seiner Vokale ...Auf den ersten Blick ist das Gedicht scheinbar eine naive Naturschilderung. Die gelben Birnen, die wilden Rosen, die Schwäne zeichnen das idyllische Bild einer Sommerlandschaft. Aber Birnen reifen nicht zu der Zeit, wenn die wilden Rosen blühen. Und trunken von Küssen sind die Schwäne nicht in einer naiven Natur. Sie spiegeln einen seelischen Zustand des Menschen, der sie sieht. Der zweite Teil ist auch keine einfache Naturschilderung mehr. Er beginnt mit einem Klageruf: Weh mir! Er fährt fort mit einer flehentlichen Frage: Wo nehm ich die Blumen. Die Frage schaut voraus in die Zeit, wenn es Winter ist. Offenbar wird sie gestellt in einer Zeit, in der noch keine winterliche Kälte herrscht. Es ist keine Naturschilderung, sondern die Beschreibung eines inneren Zustandes.

Wie die Betrachtung von Marie Luise Kaschnitz zeigt, kann man die Verse unterschiedlich verstehen. Nicht nur, dass verschiedene Menschen eine un-

terschiedliche Deutung haben. Ja, derselbe Mensch kann in unterschiedlichen Phasen seines Lebens das Gedicht anders lesen und verstehen.

Das Gedicht will nicht als ein Objekt wissenschaftlicher Forschung betrachtet werden. Dann können vielleicht interessante Beobachtungen über den Herrn Hölderlin und seine Seelenzustände gewonnen werden, oder es wird als Gattung der Literatur katalogisiert. Aber nicht als wissenschaftliches Forschungsobjekt entfaltet das Gedicht eine solche Anziehungskraft, dass eine Fülle von Büchern darüber geschrieben wurden und es vielfach musikalisch vertont wurde. Es sind die Bilder, die unmittelbar ansprechen und das Herz berühren. Ich habe mit deutschen Hausfrauen, russischen Juden und japanischen Buddhisten über das Gedicht gesprochen und diskutiert. Alle sind tief berührt, wenn auch jeder eine eigene Sichtweise entwickelt. Wichtig ist das Gespräch mit dem Gedicht und mit Hölderlin, einem Gespräch, in dem wir sehr viel über uns selbst erfahren.

Paul Celan sagte einmal:

Das Gedicht ist einsam. Es ist einsam und unterwegs. Wer es schreibt, bleibt ihm mitgegeben. Aber steht das Gedicht nicht gerade dadurch, also schon hier, in der Begegnung - im Geheimnis der Begegnung? Das Gedicht will zu einem Andern, es braucht dieses Andere, es braucht ein Gegenüber. Es sucht es auf, es spricht sich ihm zu.¹

1. 1 Apriorität des Individuellen

Dem Gedicht ist der Autor „mitgegeben“. Es ist nicht gleichgültig, WER es geschrieben hat. Immer schwingt die Biografie und die Lebenssituation des Autors mit. Andernfalls ist das Gedicht nicht authentisch. Aber der Dichter schreibt keine Gedichte, damit wir etwas über seine augenblickliche Gemütslage oder sein Leben erfahren. Dann würde er eine Autobiografie

¹ Rede bei der Verleihung des Büchnerpreises 1960. Laudatio von Marie Luise Kaschnitz.

verfassen. Der Dichter will nicht das Individuelle mitteilen, er versucht, Allgemeingültiges zu sagen. Auf einem Blatt mit dem Entwurf zu einem Gedicht, das mit den Worten beginnt: ‚Vom Abgrund nämlich haben wir angefangen...‘ schreibt Hölderlin auf den oberen Blattrand: ¹

Die Apriorität des Individuellen über das Ganze

In der Philosophie Kants ist das a priori das, was der Erfahrung vorausgeht, aber nicht daraus abgeleitet werden kann. Im antiken aristotelischen Denken ist das a priori das Vorausgehende, dem etwas anderes folgt, z.B. Ursache und Wirkung. Die individuelle Erfahrung geht jedem Allgemeinen voraus.

In den gewaltigen Entwurf seiner Poetologie, die mit den Worten beginnt: ‚Wenn einmal der Dichter des Geistes mächtig ist‘, schreibt Hölderlin von der Seele, die allen gemein und jedem zu eigen ist:

Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ist, wenn er die gemeinschaftliche Seele, die allen gemein und jedem eigen ist, gefühlt und sich zugeeignet, sie vestgehalten, sich ihrer versichert hat wenn er eingesehen hat, dass ein notwendiger Widerstreit entstehe zwischen der ursprünglichen Forderung des Geistes, die auf Gemeinschaft und einiges Zugleichsein aller Thiele geht, und zwischen der anderen Forderung, welche ihm gebietet, aus sich heraus zu gehen ... ²

Es wären sicher ein eigenes Buch und lange Studien nötig, um diesen komprimierten und schwierigen Text angemessen zu deuten und zu verstehen. Der Text, der sich über viele Seiten hinzieht, zeigt, dass Hölderlin seine Dichtung aus einer tiefen philosophischen Reflexion gestaltet, dass er aber das ihm Eigene am besten eben in der Dichtung und nicht in seiner Philosophie sagt.

Der Geist und die Seele sind All-Gemein und individuell zugleich. Auf der einen Seite besteht das Bestreben nach Innigkeit und Eins - sein, auf der anderen ist die Trennung in einzelne Individuen ein notwendiger Prozess.

¹ Der Text ist nur in der Handschrift enthalten und in keiner Ausgabe wiedergegeben. Zur Handschrift: Frankfurter Ausgabe Band 7, Gesänge 1, Seite 351

² Stuttgarter Foliobuch, Frankfurter Ausgabe Bd. 14 und Faksimile Ausgabe im Rahmen der Frankfurter Ausgabe

Jeder Mensch sehnt sich nach den Wonnen der Innigkeit. Aber selbst die innigste Verbindung, z.B. von Mutter und Kind muss sich lösen in der Vereinzelung und Trennung. Das idyllische Eins-Sein des Sees und der Schwäne im Gedicht muss notwendig in die Trennung übergehen.

Hölderlin denkt das Individuelle als das Apriori. Will der Dichter authentisch sein, muss er zuvor eine eigene, individuelle Erfahrung machen. Dann erst kann er das Ganze und das All-Gemeine gestalten. Das Individuelle ist zugleich all-gemein. Der Dichter will keine Autobiographie schreiben, er will das All-Gemeine gestalten. Im Gedicht ‚Heimkunft‘ etwa schildert er die Rückkehr von seiner Hauslehrerstelle in der Schweiz in sein schwäbisches Heimatland. Dort erwähnt er die Flüchtlinge, die ‚Landesleute‘, die nach dem Frieden von Lunéville¹ aus den linksrheinischen Gebieten zurück in die Heimat kommen.

Aber wenn wir das Augenmerk nur auf die Heimkehr des Dichters und der Flüchtlinge richten, übersehen wir das Allgemeine. Alle Menschen sind auf der Heimkehr in die eigentliche Heimat, in die ungetrennte Innigkeit mit der Natur und der Welt sind. Diese Innigkeit, gestaltet Hölderlin in der ersten Strophe von ‚Hälfte des Lebens‘. Dort geht es nicht um sein persönliches Erlebnis. Es geht darum, dass wir alle uns nach dieser Innigkeit sehnen. Diese Sehnsucht ist All-Gemein.

Wir werden dem Gedicht nur dann gerecht, wenn wir in den Dialog eintreten. Es steht hier und will gelesen werden. So ist es ein Gespräch. Es braucht das Gegenüber, es spricht zu ihm und mit ihm. Dann erfahren wir nicht nur etwas über den Dichter, sondern gerade auch über uns selbst. Dazu müssen wir uns auf das Gedicht einlassen und die Saiten in uns klingen lassen, die gleich oder ähnlich gestimmt sind.

Der Dichter schreibt, weil ihn der Stoff an-spricht, in diesem Fall der See mit

¹ Im Frieden von Lunéville wurden die langen kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen der französischen Revolutionsregierung und dem Deutschen Reich beendet. Die linksrheinischen Gebiete fielen an Frankreich. Deutschland wurde mit dem Kirchenbesitz rechts des Rheins entschädigt. Als Folge flohen viele Schwaben aus den linksrheinischen Gebieten nach Schwaben.

den Schwänen. Hölderlin hatte bei seinem Aufenthalt in Kassel auf der Flucht vor den napoleonischen Truppen zusammen mit Susette Gontard im Wilhelmshöher Schlosspark den frisch angelegten See, den die Kassler den Lac nennen, besucht und dort die Schwäne gesehen. Sicher hat er dort die innige Verbindung mit der geliebten Susette Gontard erlebt und sich selbst und Susette in den Schwänen wiedererkannt. Dieses Bild hat sich ihm tief eingeprägt und er hat es mehrfach in seiner Dichtung verwendet. Wenn wir das Gedicht lesen, sind wir unmittelbar von diesem Bild angesprochen. Und das, obwohl wir den Wilhelmshöher Lac vielleicht niemals gesehen haben oder wenn wir niemals von Hölderlins Liebe zu Susette Gontard gehört hätten. Aus dem persönlich Erlebten des Dichters wird etwas, das alle Menschen unmittelbar anspricht, es wird all - gemein. Dieses All - Gemeine spricht sich im Gedicht dem Leser oder Hörer zu. So entsteht ein Dialog zwischen dem Dichter und seinem Leser.

Der Dichter hat sein Eigenes im Gedicht geformt und der Leser seinerseits liest das Gedicht aus seiner eigenen Lebenssituation heraus. Das ist keine subjektive Interpretation, das ist der Dialog mit dem Dichter, der immer nur aus der eigenen Gestimmtheit und dem eigenen Leben heraus geführt wird. Hölderlin hat intensiv die Dialoge Platons studiert. Nicht nur, um sie als Werke der Philosophie zur Kenntnis zu nehmen. Sie haben sein Werk tiefgreifend geprägt. Besonders wichtig war für Hölderlin das ‚Symposion‘, das Gastmahl. Er hatte die Schrift auf seinem Pult liegen und studierte intensiv für seine eigenen Werke den „Wechsel der Töne“. Auch der Name für die geliebte Diotima stammt aus dem Symposion Platons. Dort lehrt Diotima den Sokrates das Wesen des Eros.

Die folgenden Seiten fehlen in der Leseprobe

1. 2 Gelbe Birnen und wilde Rosen

Mit gelben Birnen hängt das Land in den See. Es ist das Bild einer innigen Zuwendung. Ein ähnliches Bild, in dem das Land in den See hängt, ist dagegen das absolute Gegenteil einer Innigkeit. In der Odyssee sieht Odysseus in der Unterwelt den Tantalos, der unlöschbare Qualen leidet.

*„Auch den Tantalos sah ich, mit schweren Qualen belastet.
Mitten im Teiche stand er, den Kinn von der Welle bespület,
Lechzte hinab vor Durst, und konnte zum Trinken nicht kommen.
Denn so oft sich der Greis hinbückte, die Zunge zu kühlen;
schwand das versiegende Wasser hinweg, und rings um die Füße
zeigte sich schwarzer Sand, getrocknet vom feindlichen Dämon.
Fruchtbare Bäume neigten um seine Scheitel die Zweige,
Voll balsamischer Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll süßer Feigen und rötlichgesprenkelter Äpfel.
Aber sobald sich der Greis aufreckte, der Früchte zu pflücken;
Wirbelte plötzlich der Sturm sie empor zu den schattigen Wolken.“¹*

Tantalos war einst an die Tafel der Götter eingeladen, doch er stahl dort das Ambrosia, die Speise der Unsterblichkeit. Nun, da er gestorben ist, steht er mitten in der Fülle, das Wasser steht ihm bis zum Hals, aber er kann seinen Durst und seinen Hunger an den Speisen der Sterblichen nicht stillen.

Mit gelben Birnen hängt das Land in den See. Warum sind es keine roten Äpfel? Sicher, die Sprachmelodie würde durch die roten Äpfel gestört. Aber vielleicht verbirgt sich doch noch eine andere Bedeutung darin? Die Birnen werden erst im späten Herbst vollreif und gelb. „Reif sind die Früchte, in Feuer getaucht, gekocht“ heißt es in ‚Mnemosyne. Birnen waren der Hera heilig, der Schützerin der ehelichen Liebe.

Der Apfel spielt in der Mythologie eine ganz andere Rolle. Der Apfel der Eris, der Göttin der Zwietracht und des Streites, ist die Ursache für den trojanischen Krieg. Eris warf bei der Hochzeit von Peleus und Thetis einen goldenen Apfel mit der Inschrift ‚Der Schönsten‘ unter die Götter. Der trojanische Prinz Paris musste den Streit um den Apfel zwischen Aphrodite, Hera und Athena entscheiden. Er gab den Apfel der Aphrodite, die ihm als Gegengabe die Ehe mit der schönsten Frau der Sterblichen, der Helena, versprach. Unglücklicherweise war Helena mit Menelaos, dem König von Sparta, verheiratet. Aber Aphrodite kannte keine Gnade. Helena verliebte

¹ Odyssee 11. Gesang, 582–592, nach der Übersetzung von Johann Heinrich Voß

sich unsterblich in Paris und folgte ihm nach Troja. Als Vergeltung für seine Tat entbrannte der trojanische Krieg, der schließlich den Untergang Trojas besiegelte. Helena kehrte schließlich reumütig zu Menelaos nach Sparta zurück. Als später Telemach, der Sohn des Odysseus, auf der Suche nach seinem vermissten Vater am spartanischen Hof kommt, leben Paris und Helena als trautes Paar, ganz so, als hätte es niemals den trojanischen Krieg gegeben.

Auch eine andere Begebenheit mit einem Apfel ging übel aus. Eva reicht dem Adam die Frucht vom Baum der Erkenntnis, die nach der allgemeinen Tradition ein Apfel war. Es gibt sogar zwei Bäume im Paradies, den Baum des ewigen Lebens und den Baum der Erkenntnis. JHWH verbietet den Menschen lediglich, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Die Frucht vom Baum der Unsterblichkeit erweckt beim Urpaar der Menschen kein Interesse – vielleicht weil sie ohnehin unsterblich waren? Sie waren unsterblich, weil sie nicht unterschieden. Sie waren eins mit sich selbst, mit der Natur und mit Gott. Aber die Frucht vom Baum der Erkenntnis ist allzu verlockend.

Das Weib (Ischa) sah, / dass der Baum gut war zum Essen und dass er eine Wollust den Augen war / und anreizend der Baum, zu begreifen. / Sie nahm von der Frucht und aß / und gab auch ihrem Mann bei ihr, und er aß. / Die Augen klärten sich ihnen beiden, / und sie erkannten, - / dass sie nackt waren. / Sie flochten Feigenlaub und machten sich Schurze.¹

Heinrich von Kleist schreibt in seiner Abhandlung über das Marionettentheater:

... seitdem wir von dem Baum der Erkenntnis gegessen haben. Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.²

¹ Zweiter Schöpfungsbericht des AT. Übersetzung: Martin Buber, Die fünf Bücher der Weisung

² Heinrich von Kleist, Über das Marionettentheater; erschienen 1810 in den Berliner Abendblättern.

Die Menschen haben vom Baum der Erkenntnis gegessen, weil sie »sein wollten wie Gott«. Tatsächlich gewinnen sie etwas, das sie überhaupt erst zu Menschen macht: Sie erkennen ihre Ausgesetztheit und Bedürftigkeit: »Sie sahen, dass sie nackt waren«. Die Innigkeit und das Eins-Sein sind verloren. Nun herrscht die Unterscheidung durch die Erkenntnis. Aber diese Erkenntnis ist der notwendige Prozess der Menschwerdung.

Der Weg zurück in das ursprüngliche Paradies ist versperrt. Die Innigkeit des Anfangs ist nicht durch rückwärts - Gehen in die »guten alten Zeiten« zu erlangen. Den Menschen bleibt nur der Wege nach vorn.

Der Baum im Paradies ist nach der Tradition ein Apfelbaum. Aber der ist nicht nur die Ursache für die Vertreibung aus dem Paradies. Im vorderen Orient wurde die heilige Hochzeit im Garten unter dem Apfelbaum gefeiert. Im hohen Lied der Bibel singt die Geliebte zu ihrem Liebsten:

*Unter dem Apfelbaum erweckte ich dich,
Wo deine Mutter dich gebar.
Leg mich wie ein Siegel an dein Herz,
wie eine Spange an deinen Arm.
Denn stark wie der Tod ist die Liebe.¹*

Die wilden Rosen, mit denen das Land in den See hängt, sind – mehr noch als die Edelrosen - das Symbol der reinen, unschuldigen Liebe. Die wilden Rosen sind immer wieder auch der Sitz der »Herrin«: Maria im Rosenhag oder im Märchen etwa Dornröschen². Erst als genau der richtige Prinz kommt, öffnet sich der undurchdringliche Rosenstrauch und gibt die schlafende Prinzessin frei, die bisher sicher und verborgen im Zentrum des Strauches geschlafen hatte.

Für die Minnesänger sind die wilden Rosen das Symbol der reinen Minne zu der unerreichbaren Herrin ihres Herzens. Hier finden sich Einflüsse aus der arabisch - sufischen Mystik. Die reine - unerfüllte und unerfüllbare - Liebe ist ein Sinnbild für die Liebe zu Gott, aber nicht nur als symbolisches Sinnbild. Die Erfahrung der unerfüllten und unerfüllbaren Liebe zur

¹ Hohes Lied 8.5 b7 über das hohe Lied oben, Seite 164 ff

² Dornröschen war nie ein deutsches Volksmärchen. Die Ursprünge weisen zurück bis nach Griechenland und in den Orient. Auch in der Sammlung ‚Tausend und eine Nacht‘, taucht das Motiv auf.

Herrin, der Frouwe¹, lässt die Sehnsucht und den Trennungsschmerz unmittelbar leiblich erfahren. Diese Liebe ist das naive Individuelle, das dann in einem Prozess der Übersteigerung zur allgemeinen Liebe zu Gott wird.

In ‚Menons Klage um Diotima‘ heißt es:

*Euch ihr Liebenden auch, ihr schönen Kinder des Maitags,
stille Rosen und euch, Lilien, nenn ich noch oft!*

Die Rosen, Kinder des Maitags, sind ein Zeichen der Liebe, die Lilien stehen für die Reinheit.

1.3 Die Schwäne

Auch die Schwäne sind das reine Bild der Liebe und der Zu-Neigung. Schwäne spielen in der Mythologie und im Volksglauben viele Völker eine große Rolle. In der antiken Tradition singen die Schwäne ganz wunderschön. Im Wörterbuch der Brüder Grimm² wird die Herkunft des Namens vom indogermanischen Verb *svēno* abgeleitet. Das Sanskritwort *svānati* bedeutet: ‚singen, ein Geräusch machen‘. Darum sind seit alter Zeit die Dichter mit den Schwänen verglichen worden. Horaz nennt in seinen Oden³ den griechischen Dichter Pindar einen Schwan:

*Ja, wenn Dirkes⁴ Schwan seine Flügel hebet,
Zu den Wolken steigt, ein geschwellter Odem
Trägt ihn stets empor*

Die Schwäne sind die ‚holden Schwäne‘. Vermutlich verbirgt sich in diesem Wort das ‚Individuelle‘ Hölderlins, denn ‚hold‘ ist ein Spiel mit seinem Namen. Sein elfjähriger Zögling Henry Gontard schreibt ihm nach

-
- ¹ frouwe ist die Bezeichnung für die verheiratete Herrin, für die man den Frondienst (frô = Herr) leistet, die also prinzipiell für den niederen Stand nur als Idealbild erreichbar ist.
- ² Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm. Das Wörterbuch ist auch online verfügbar unter <http://woerterbuchnetz.de/DWB>. Im Wörterbuchnetz stehen auch alle alten wichtigen Wörterbücher online, z.B. das Wörterbuch der Mythologie von Hederich, das Goethe ausgiebig benutzt hat.
- ³ Horaz Carmina IV 2, 25
- ⁴ Dirke ist eine Quellnymphe in Pindars Heimatstadt Theben.

seinem Weggang aus dem Hause Gontard einen wehmütigen Brief:

Lieber Hölder!

Ich halte es fast nicht aus, daß Du fort bist. Ich war heute bei Herrn Hegel,

....

Komm' bald wieder bei uns, mein Holder, bei wem sollen wir denn sonst lernen. ...

Lebe wohl, lieber Hölder!

ich bin Dein Henri.

„Komm bald wieder bei uns, mein Holder“ ist sicher kein Schreibfehler. Vielleicht wurde Hölderlin bei den Gontards, zumindest von seinem Schüler Henry und von Susette Gontard, ‚Holder‘ genannt. Aber dieser persönliche Anklang erschöpft die Bedeutung des Wortes im Gedicht keineswegs. Dann dürfen wir wohl annehmen, dass einer der Schwäne der Dichter Holder, also der Hölderlin ist?

Hold ist das alte Wort für Zuneigen. Im Wörterbuch der deutschen Sprache der Brüder Grimm heißt es zum Wort ‚hold‘:

Für hold wird die sinnliche Bedeutung geneigt, abwärts sich neigend angenommen. ... die alte Sprache braucht darum zunächst und zu häufigst das Wort in Bezug auf die Zuneigung des Herrn zu seinem Untergebenen, in zweiter Linie auf die Neigung dieses zu jenem.

Die holden Schwäne neigen sich dem Unteren zu, so, wie sich das Land dem See zuneigt. Dieses Untere der Schwäne ist nicht ein Anderes, es ist ihr eigenes Spiegelbild. Aber sie neigen sich im Hinuntersehen nicht nur ihrem eigenen Bilde zu, sondern auch dem Himmel, der sich im Wasser spiegelt.

Das Bild ist in der Elegie »Menons Klage«, noch vollständig ausgebaut.

*Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,
wenn sie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln,
und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,
so auf Erden wandelten wir.*

Beim Niedersehen in die Wasser spiegeln sich die silbernen Wolken und

das ätherische Blau. Die Schwäne bilden genau die Mitte des Bildes: Sie schwimmen auf dem Wasser, haben aber zugleich das Haupt unter dem Wasserspiegel.

„Menons Klage um Diotima“ beginnt mit dem Verlust der Diotima. Menon klagt: Täglich geh ich hinaus und suche ein Anderes immer. Die Innigkeit in dem Bild der liebenden Schwäne ist nur in der Erinnerung geblieben. Das passt zum Menon des gleichnamigen platonischen Dialoges: Der Sklave Menon „erinnert“ sich an früheres Wissen, nachdem ihm Sokrates durch seine Fragen gezeigt hat, dass er an falschen Meinungen haftete.

Auch in diesem Gedicht spiegelt sich der persönliche Verlust Hölderlins von Susette Gontard, seiner geliebten Diotima, wider. Aber das individuelle Schicksal ist Vorbild für das allgemeine - die notwendige Trennung und die Suche des Individuums nach neuer, höherer Innigkeit. Die Sehnsucht nach der Innigkeit ist wie eine Erinnerung im Herzen eingebrannt, auch wenn wir niemals zuvor diese Innigkeit erfahren hätten.

Die Schwäne sehen nieder in das Wasser, wo sie im Herunterschauen den blauen Himmel und die silbernen Wolken oben erblicken. Das ätherische Blau unter den Schwänen ist die Reflexion des Himmels, des Äthers mit seinem Blau. Im Hinunterschauen und der Zu-Neigung treffen sich der Himmel oben und die Erde unten im Spiegel des Wassers. Die beiden entgegengesetzten Enden des „Ganzen Verhältnisses“ werden eins. Auch die Schwäne werden eins, wenn sie trunken das Haupt ins heilignüchterne Wasser tunken. Unwillkürlich drängt sich das Bild von zwei Schwänen auf, die in trauter Zweisamkeit auf dem Wasser schwimmen. Aber es ist keine Anzahl genannt. Es können genauso gut auch viele Schwäne sein. Es klingt, als wären nicht Schwäne mit mehreren Häuptern da, sondern nur noch Schwäne mit einem Haupt. Vielleicht aber ist es so, dass jeder der Schwäne mit seinem Spiegelbild in Eins verschmilzt, wenn sie das Haupt ins Wasser tunken wie bei einer Taufe. Ihre Vereinzelung ist aufgehoben in einem Allgemeinen, sie sind wie Eins. Diese Innigkeit ist die gleiche Erfahrung, die Hyperion preist, wenn er auf das Meer der Griechen schaut:

Mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz

der Einsamkeit sich auf ins Leben der Gottheit.

Eines zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.

Eines zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden ...

Im Gedicht ist nicht die Unterscheidung, sondern die Innigkeit und Verbindung gezeichnet. Die Schwäne werden eins, aber auch der Himmel spiegelt sich im See, in den das Land hängt. Alles wird eins in einem „wirklich ganzem Verhältnis samt der Mitt“ wie es in einem Entwurf mit dem irreführenden Titel ‚der Vatikan‘ heißt. Martin Heidegger nennt das ganze Verhältnis von Himmel und Erde, Gott und Mensch das innige, un-endliche Verhältnis. Un-endlich ist das Verhältnis, weil sich die Enden – Himmel und Erde, Land und See nicht wie etwas in sich Feststehendes verhalten, sie sind, besser, sie werden, was sie sind, erst im gegenseitigen Spiegeln. Allerdings ist im Gedicht nicht mehr von Gott oder den Göttlichen die Rede. Es ist ent-mythologisiert und ein reines Naturbild. Dennoch zeigt sich hier das Heilige, denn heilig ist das Heile, Ganze, das nicht in auseinanderstrebende Enden Getrennte.

Die Reflexion im Bild des Sees ist nicht die intellektuelle Reflexion, die entfremdet in die Vereinzelung. Hyperion klagt über diese Reflexion:

Ach! wär ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft, der ich in den Schacht hinunter folgte, von der ich, jugendlich töricht, die Bestätigung meiner reinen Freude erwartete, die hat mir alles verdorben.

Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne.

Dennoch besteht die ‚ursprüngliche Forderung des Geistes auf Gemeinschaft und einiges Zugleichsein aller Teile ...‘, und (zugleich) ... die andere Forderung, welche ihm gebietet, aus sich heraus zu gehen, und in einem schönen Fortschritt und Wechsel sich in sich selbst und in anderen zu

reproduzieren'.¹ Verharrt der Geist auf der ungetrennten Innigkeit, so stirbt das Leben.

Dies zeigt das Beispiel des schönen Jünglings Narziss - Νάρκισσος, der eine gewisse Verwandtschaft mit Adonis hat. Auch er wird, wie Adonis, nach seinem Tod in eine Blume verwandelt, aber nicht in die Rose, sondern in eine Narzisse. Narkissos war von Aphrodite verflucht, dass er sterben würde, wenn er sich nicht selbst erkennt. Der schöne Jüngling sah im Alter von sechzehn Jahren das erste Mal sein Spiegelbild, als er sich über ein Wasser beugte. Er verliebte sich unsterblich in sein Spiegelbild, ohne zu erkennen, dass die Reflexion ihn selbst spiegelte. Wäre er in der Lage gewesen, den Unterschied zwischen dem Spiegelbild und der Realität zu erkennen, so wäre er nicht in der Selbstverliebtheit gefangen geblieben. So verschmachtete er in seiner unerkannten Selbstliebe wie ein Narkotisierter, der niemals aus seinem narkotischen Traum aufwacht. In seinem Namen Narkissos ist noch das altgriechische *narkō* - betäuben enthalten. Man könnte auch die Schwäne als ein Bild des Narziss deuten. Sie schauen hinunter ins Wasser. Dort sehen sie ihr Spiegelbild, in das sie sich selbst verlieben. Wenn sie ihr Haupt ins Wasser tunken, dann ist das der Tod des Selbstverliebten. Dann wären sie nicht miteinander, sonder vereinzelt in ihrer Selbstverliebtheit.

¹ Hölderlin; , ... wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig'